

Meine Erinnerungen an die Nachkriegsgefangenschaft

Günther Fleckenstein

Als die Kapelle auf der Singener Theresienwiese an der Fittingstraße Ende der 1970er unbeachtet zu zerfallen drohte, gelang es einigen wenigen Regionalgeschichtsforschern, die Erinnerung an die ergreifende Vergangenheit von Fremdarbeiterlager, Gefängnis, Kriegsgefangenenlager und Keimzelle der deutsch-französischen Freundschaft wieder ans Licht zu holen und unvergessen zu machen. Das bedeutendste Werk lieferte dazu Wilhelm J. Waibel, u.a. mit seinem Buch "Schatten unterm Hohentwiel".

Eher selten kann die Geschichtsforschung auf Zeitzeugen zurückgreifen, die ihre Erlebnisse persönlich vortragen können und die die besondere Gabe besitzen, ihre Erlebnisse in eindrucksvoller Weise und detailgetreu zu schildern. Dieser seltene Fall trifft hier zu: Günther Fleckenstein, später erfolgreicher Autor, Regisseur und Intendant, war selbst Kriegsgefangener in diesem Lager und schildert im Folgenden aus seinen Erlebnissen. Ein besonders wertvolles Zeugnis Singener Geschichte.

Präambel

Gaudeamus igitur iuvenes dum sumus

Als ich fünfzehn war, war Krieg. Die ersten Bomben fielen auf die Stadt, in der ich wohnte. Keine drei Jahre später folgte das Soldatseinmüssen in Kasernen und Frontgebieten. Nach Kriegsschluss trieb man mich in französische Kriegsgefangenschaft. Dreißig Monate Leben hinter Stacheldraht. Das war meine Jugend. Wo blieb da die Freude am Jungsein?

Sie hockte in den lichten Lücken dieser grauen Zeit. Ich genoss in ihren stillen, totglaubten Winkeln, neben Resten der Zerstörung und Vernichtung, die klare Sicht auf ein Stück Natur, deren jahreszeitliche Schönheiten sich in den Nachkrieg retten durften. Dort traf ich mich zu den gefährdeten, doch umso zärtlicheren Begegnungen mit der Frau meiner ersten Liebe. Dort nahm ich mit glühenden Sinnen die unvergänglichen Zeichen erwählter Kunst und echten Glaubens wahr. Dort entdeckte und deutete ich die Heiligkeit ihrer Geheimnisse. Und dort wurde mir bewusst, dass ich in der Gnade bin. Durch all diese, in Not und Bedrohung gesteigerten Empfindungen und Erkenntnisse, erwarb ich die mir eigene, unverwechselbare Daseinsfreude. Eine Freude, die mir den Verlust an äußerem und vergänglichem Jungsein, zum Gewinn an innerer und bleibender Jugend umgewertet hatte.

Gaudeamus igitur dum iuvenes manemus

Von August 1943 bis zum Kriegsende war ich als Wehrmachtsangehöriger in Nordnorwegen stationiert, wo ich als Funker in einem Armeekorps meinen Dienst versah. Nach der bedingungslosen Kapitulation der deutschen Wehrmacht am 8. Mai 1945 kamen Engländer, um uns zu entwaffnen, dann Norweger, um in Einzelverhören festzustellen, wer sich an Kriegsverbrechen in Norwegen beteiligt hatte. Ende Mai erfolgte der Abtransport von Saetermoen nach Bremerhaven. Dort erwarteten uns Amerikaner, verabreichten jedem eine Büchse Corned beef, schoben uns in die offenen Waggons eines Güterzugs, der uns, wie sie versprochen, nach Rüdeshheim brächte, wo wir unsere Entlassungspapiere erhalten würden. Wir glaubten den Amerikanern, aber in Rüdeshheim führten sie uns über eine Notbrücke ans andere Rheinufer und übergaben uns einer schon empfangsbereiten algerischen Wachmannschaft. Diese kasiierte Ringe und Armbanduhren und trieb uns ins Lager Dietersheim. Beim Anblick der schon seit Wochen eingesperrten deutschen Soldaten und Angehörigen der Waffen-SS wurde uns jäh bewusst, dass wir uns in einem Hunger- und Todeslager befanden!

Nach qualvollen Tagen verlud man einen Teil der Lagerinsassen - ich war einer von ihnen - in verriegelbare Viehwagen. Fahrtziel: Süddeutschland. Während dieser kaum erträglichen Zwangsreise hielt ich mich an einer vergitterten Wagenluke auf, der frischen Luft und des Ausblicks wegen. Ich sah eine Landschaft, die einer feuerlosen Hölle glich. In Überlingen, einem vom Krieg verschonten Ort am Bodensee, wurden die Türen entriegelt und wir zum Aussteigen aufgefordert. Entkräftet wankten wir über das Bahngelände. Einheimische, meist Frauen, gaben uns zu essen und zu trinken und sprachen mit uns wie zu ihren Männern, Söhnen, Brüdern. Seelisch und körperlich gestärkt machte sich unser Gefangenenzug auf den Weg nach Grasbeuren in ein ehemaliges Frauenarbeitslager. Hier mussten wir nicht, wie in Dietersheim, im Freien lagern, jeder Witterung ausgesetzt, hier hatten wir ein Barackendach überm Kopf; hier gab es trinkbares Leitungswasser im Waschraum, nicht wie dort eine verseuchte Brühe, die man auf selbstgekneten Lehmöfen mit mühsam gesammelten Papierfetzen und Strohresten abkochen musste, um nicht an Typhus tödlich zu erkranken. Und hier gab es hungerstillende Verpflegung, nicht wie dort einen verschimmelten Brotlaib als Tagesration für hundert Mann.

Nach wenigen Tagen wurde eine Gruppe ausgewählt, die in den Heiligenberger Wäldern für die Besatzungsmacht Holz schlagen sollte. Glücklicherweise war ich dabei. Fünf Monate lebten wir mit uns verwöhnenden Heiligenberger Bürgern und Bürgerinnen zusammen, so dass wir vorübergehend vergessen konnten, Gefangene zu sein. Im Januar 1946 endete unsere Holzfällertätigkeit und damit leider auch die fast zivile und gesegnete Zeit.

Ein Lastwagen transportierte uns nach Singen am Hohentwiel ins Depot 231 Bonaparte, camp de prisonniers de guerre. Wieder waren wir hinter Stacheldraht, wieder der Willkür feindlicher Bewacher ausgesetzt.

Statt einer Wanze

Noch heute erinnere ich mich mit Schauern an die erste Nacht nach dem Einzug in die Barackenunterkunft. Ich lag schlafend im Bett eines zweistöckigen Holzgestells, als ein quälender Juckreiz mich aufweckte. Ich sprang auf und

machte Licht. An Hand- und Fußgelenken sah ich Spuren von Wanzenbissen. Ich suchte nach dem Ungeziefer, doch es schien unauffindbar. Ehe ich mich wieder hinlegte, hob ich ahnungsvoll meinen Strohsack aus dem Bettgehäuse und erblickte mit Staunen und Ekel ganze Hundertschaften dieser stinkenden Raubinsekten. Ich holte meinen Stiefel und schlug auf die Schmarotzer ein. Einige der durch die Schlaggeräusche wach gewordenen Landser murrtten oder beschwerten sich laut über den Ruhestörer. Ich erklärte ihnen den Grund meines Tuns mitten in der Nacht. - "So viel Gedöns wegen ein paar Wanzen", maulte einer und schlief wieder ein. Ich richtete mir, um den lästigen Peinigern zu entrinnen, ein Bettlager auf einer Tischbank ein. Dazu meinte einer lakonisch: "Das wird dir nicht viel nutzen. Die Biester krabbeln die Decke entlang und lassen sich, wenn sie genau über dir sind, auf dich runterfallen, wie die Sturzkampfbomber."

Früh am Morgen wurde die Barackentüre aufgestoßen und der Lagerführer, ein langgedienter Wehrmachtsstabsfeldwebel brüllte: "Alle Mann aufstehn! - Antreten zum Appell!!" Er meldete dem Franzosen, einem Adjutant-Chef, die Vollzähligkeit der Neuangekommenen. Nach dem Frontabschreiten, wobei er uns wie eine Verbrecherbande musterte, wurden wir zur Leibeskontrolle aufgerufen. Ich kannte die Prozedur schon aus den verhängnisvollen Tagen im Lager Dietersheim. Es ging darum, Soldaten der Waffen-SS ausfindig zu machen und zu bestrafen. Da alle ihre Blutgruppenmarkierung unter der linken Achselhöhle trugen, war das für den Prüfer kein Problem. Als ich an die Reihe kam, hob ich bedenkenlos den linken Arm, hatte ich doch mit der Waffen-SS nichts zu tun. Mich überraschte, dass der Adjutant-Chef mich nicht umgehend freiließ. Ich sah ihn an und erschrak über seinen auf mich gerichteten vernichtenden Blick. "Was ist das?!" fauchte er. Ich schaute auf die Stelle meines Arms, auf die er drohend deutete und entdeckte eine blutunterlaufene Kratzwunde. Mir wurde übel vor Angst, denn jäh war mir klar: der Franzose nahm an, ich hätte versucht, das Kainsmal mit einem scharfen Gegenstand zu entfernen oder unkenntlich zu machen. Rasch fasste ich mich und erklärte ihm, dass ein Wanzenbiss, der Juckreiz, das Kratzen die Ursache seien. Immer noch misstrauisch betastete und beäugte er die Stelle. Sekunden vergingen, bei denen sich Abgründe auftaten, in die ich zu stürzen fürchtete, bis er mich endlich losließ und freigab.

"Was wäre geschehen, wenn er dir nicht geglaubt hätte?" fragte einer der Mitgefangenen, als wir wieder unter uns waren. Ich antwortete ihm: "Dann hätte man mich umgebracht. Statt einer Wanze."

Die Wandlung

Zwei sympathische Männer, uniformiert wie wir alle im Lager, stellten sich als die neu ernannten Lagerführer vor. Ihr Name: Christ und Hirsch. Hirsch war, wie er uns mitteilte, für die Organisation der Außendienste, Christ für die der Innendienste zuständig. Letzterem oblag die umgehende Verteilung der von Wanzen befallenen Wohnbaracken, Hirsch sollte sich, mit tatkräftiger Unterstützung des Stadtpfarrers Härtenstein, um die Einrichtung von Sammelstellen für Nahrungsmittel in Singen und die benachbarten Gemeinden sorgen. Der Plan war die Einbeziehung möglichst aller Ortschaften im Hegau bis zum Bo-

densee. Und das ging zügig vonstatten. Genügte anfangs noch ein kleiner Leiterwagen zum Transport, übernahm sehr bald ein kräftiges Pferdegespann und zuletzt ein großer Lastkraftwagen die so lebenswichtige Fuhre. Dieser startete am Morgen, von Holzkohlegas betrieben, leer und klapprig in die verschiedenen Bezirke und kam am Abend, voll beladen mit Kartoffeln, Mehl, Gemüse und Obst ins Lager zurück.

Nun konnte auch ein gelernter Koch unter den Gefangenen ausfindig gemacht werden, der für die Küche zuständig wurde. Denn bis dahin war diese verwaist. Es gab auch keinen Grund, sie in Betrieb zu nehmen. Für eine warme Mahlzeit mangelte es an allem. Darum glich sie mit ihren funktionslosen Kochkesseln, Pfannen, Töpfen und einem im Staub erstickten Thermostat wie Abfall in einer toten Stadt. Jetzt, blanksauber, wurden sie endlich wieder ihrem Zweck entsprechend in Gebrauch genommen. Und von Stund an prangte eine Holztafel neben dem Schalter der Essensausgabe, welche die Morgen-, Mittags- und Abendgerichte mit weit-hin sichtbaren Kreidebuchstaben verheißungsvoll ankündigte. Das aber war erst der Beginn des Wandlungsprozesses! Von nun an waren alle Lagerinsassen aufgerufen, Bereitschaft zu zeigen zu aktivem individuellem Einsatz. Zum Beispiel: Arzthelfer zur besseren Krankenbehandlung, Sprachkundige zum Dienst in französischen Büros und in der Lagerverwaltung, Techniker, Fachleute, Spezialisten zur Zusammenstellung von Arbeitskommandos, um aus verwahten Leerbaracken Gemeinschaftsräume zu gestalten, geeignet für Gottesdienste, politische Diskussionen, wissenschaftliche und kunsthistorische Vorträge, tauglich auch für Theater, Dichterlesungen, Musik und Gesang. Außerdem Werkstätten für Schreiner, Schlosser, Schneider, ein Gewächshaus für die produktive Beschäftigung der Gärtner, ein Sportgelände für vielseitigen Sport, vornehmlich Fußball. Kurzum: Alle im Lager, die bisher, bedingt durch die so niederdrückenden Umstände, in Apathie dahin vegetierten, sollten die Möglichkeit und die Pflicht haben, sich für ein lebenswertes Leben auch, ja gerade in der Gefangenschaft, für sich und für alle tätig einzusetzen. Denn das war der Plan und das Ziel des neuen Kommandanten Jean le Pan de Ligny, ein Mann Ende dreißig, von stattlichem Wuchs, beseelter Leidenschaft und bemerkenswerter Eleganz.



Capitaine Jean le Pan de Ligny



Die Kriegsgefangenen-Elf, v.l.: Lagerführer Hirsch, Funke, Johann, Schäfer, Böttcher, Joachimski, Zannin, Erdmann, Hellmig, Krämer, Mangler; knieend: Lange, Appenmaier, Altenburger. Viele aus dieser Idealbesetzung blieben nach Auflösung des Lagers in Singen und wechselten zum FC Singen 04, dessen Nachkriegserfolge zu einem Gutteil diesen Spielern zu verdanken war

Intuition

Erleichtert wurde im Lager die Nachricht aufgenommen, dass die sechzehn Musiker, denen der Capitaine einen Urlaub auf Ehrenwort gewährt hatte, damit sie ihre Instrumente samt Noten von zu Hause holen konnten, alle wieder zurückgekehrt waren. Das war keineswegs selbstverständlich, wohnten doch die Angehörigen von mehr als der Hälfte der Musiker in der amerikanischen und britischen Besatzungszone. Für diese wäre es ein Leichtes gewesen, einfach wegzubleiben und - Ehrenwort hin, Ehrenwort her - das Gefangensein zu beenden.

Ich wurde zum Capitaine bestellt. Warum? Ich konnte es nicht erraten. Ich wartete in seinem Vorzimmer. Auf dem Tisch lag die Tageszeitung, der "Südkurier". Bei der Lektüre stieß ich auf einen Artikel mit der Überschrift "Lettow-Vorbeck". Darunter stand geschrieben: "Der achtzig Jahre alte General schnitzt Pfeifenköpfe, um sich seinen Lebensunterhalt zu verdienen." Weiter war zu lesen: "Nun haben fünf portugiesische Offiziere, darunter drei Generäle, die im ersten Weltkrieg in Ostafrika gegen ihn kämpften, beschlossen, dem ehemaligen Gegner zu helfen." Als ich etwas später dem Kommandanten gegenüber saß, schilderte ich ihm, was ich gerade durch die Zeitung erfahren hatte, konnte mich aber eines Kommentars nicht enthalten. "Erst als Nationalheld gefeiert, dann als Militarist bestraft. Tragisch ist das."

"Tragisch ist das nicht, traurig, aber nicht tragisch", meinte der Capitaine. Wirklich tragisch ist der Fall von Marschall Pétain. Er übernahm, wie Sie sicher wissen, die Staatsführung. Frankreich war geschlagen. Dabei bekannte er: "Ich

opfere mich für Frankreich, um seine Leiden zu mildern." Also war ihm klar, dass er sich der furchtbaren Problematik seiner übernommenen Verantwortung bewusst war. Dennoch fühlte er sich moralisch verpflichtet mit Hitler zu paktieren, um Schlimmeres, die Zerstörung von Paris zum Beispiel, zu verhindern. Als ruhmreicher Held und Sieger von Verdun im ersten Weltkrieg genoss er auch bei den Nazis großen Respekt. Darum ließ er sich auf eine Kollaboration ein, die ihn mehr und mehr in Hitlers blutige Machenschaften hinein zog. Nach dem Kriegsende stellte er sich, obwohl er gesichert in der Schweiz lebte, freiwillig dem Obersten französischen Gericht. Es verurteilte ihn zum Tode. Seines Alters wegen hat ihn General de Gaulle zu lebenslanger Haft begnadigt und auf die Insel Yeu verbannt. Dort wird er sterben. Als Hochverräter und Kollaborateur. Die würdeloseste Rolle, welche die Geschichte an einen Regierenden zu vergeben hat. Das ist tragisch. Aber ich habe Sie nicht zu mir gerufen, um über den Unterschied von traurig und tragisch zu sprechen. Sie sollen, zur Lust und Freude aller, so hoffe ich, eine Gruppe zusammenstellen, mit der Sie ein vorstellungsreifes Programm erarbeiten. Jetzt, da die Musiker alle da sind, steht dem nichts mehr im Wege, Ich stelle mir vor: ein Programm aus Kabarettnummern, Chansons und moderner Schlagermusik. Wie ich weiß, haben wir genug Künstler im Lager. Sie sollen sie prüfen und auswählen. Wenn Ihnen mein Auftrag gelingt, woran ich nicht zweifle, dann reisen wir durch ganz Südbaden. Von Ort zu Ort, von Stadt zu Stadt. Die Einkünfte werden in einem Extrafond gesammelt und jedem Gefangenen, der das Lager für immer verlässt, als Übergangsgeld ausgezahlt. Es geht also nicht nur um Unterhaltung, es geht vor allem um Unterstützung."

"Wieso sind Sie gerade auf mich gekommen?" wollte ich wissen. "Weil ich überzeugt bin, dass Sie es können."

"Aber ich bin kein professioneller Künstler," - "Was nicht ist, kann noch werden."

"Gut, Mon Capitaine, ich nehme den Auftrag an!"

Sofort begann ich mit den notwendigen Vorbereitungen. Nach Wochen produktiver Probenarbeit war das Ergebnis vorstellungswert und wir reisten von Erfolg zu Erfolg. Aber wichtig, wesentlich und entscheidend für mich war die Erkenntnis, dass ich ein Ensemble führen, dass ich inszenieren und spielen kann. Dass ich Theatermensch bin. Dies konkret erfahren zu haben, verdanke ich Jean de Lignys untrüglicher Intuition!

Der Bau der Kapelle und ein fiktiver Dialog

Das Jahr 1946 neigte sich seinem Ende zu. Alles im Lager funktionierte auf vorbildliche Weise. Aus dem Hungerlager war ein Musterlager geworden. Der Kommandant konnte zufrieden sein. Er war es aber nicht. Ihm fehlte das krönende Ereignis, etwas Bleibendes, sein Vermächtnis sozusagen. Da sagte ihm eine innere Stimme: "Was noch fehlt ist eine Kapelle, eine Kapelle zu deinem Gedächtnis." Ja, das war's, das war die Idee, die seine Phantasie entzündete. Schon am frühen Morgen eilte er zu Pfarrer Härtenstein in der Pfarrei St. Josef. "Herr Pfarrer", teilte er ihm mit, "ich lasse auf dem Gelände des Lagers eine Kapelle bauen." - "Und wer soll sie bauen?" - "Die Gefangenen". Und Ihr Entschluss steht fest?" - "Felsenfest". - "Nun, da will ich Ihnen meinen Segen nicht versagen. Mehr kann ich nicht tun". - "Doch, Sie können". - "Und was?" - "Sie

haben doch sicher einen heißen Draht zu einigen Ihrer Glaubensbrüdern in der Schweiz?" - "Nur zu den Pfarrämtern in Neuhausen und Luzern". - "Na. wunderbar! Ich lasse Ihnen sofort einen Laisser-Passer ausstellen und Sie fahren nach Neuhausen und Luzern. Erzählen Sie Ihren Schweizer Freunden, was wir vorhaben und sie werden uns mit Geschenken überhäufen. - Gute Reise, Herr Pfarrer!" - Eilig wie er kam lief er auch wieder davon. Kaum in der Kommandantur angekommen, ging er die Personalliste der Gefangenen durch. Er fand den Namen eines Architekten: Wilhelm Gottschalk. Ihn beauftragte er, die Kapelle zu bauen. Als Bauleiter stand ihm Fritz Horst zur Seite. Lagerführer Hirsch organisierte drei Beschaffungskommandos:

Kommando I: Ausgebildete Handwerker, Einsatz in Bauunternehmungen, Bezahlung mit vorhandenem Baumaterial.

Kommando II: Jüngere Jahrgänge mit geringer oder keiner Fachausbildung, d.h. zur Verrichtung von Dienstleistungen auch im privaten Bereich, d.h. bei weiblichen Angehörigen von Fabrikanten. Als Lohn: Material jeder Art.

Kommando III: Sondereinsatz zu Selbsthilfeaktionen. Im Klartext: "Umquartierung" brauchbarer Materialbestände zum Zwecke des Eigenverbrauchs. So erging es den Steinplatten aus dem Aachbad. Eigentlich waren sie für den Belag von Böden und Treppen des Bades vorgesehen. Über Nacht wurden sie von der "Selbsthilfe" der profanen Verwendung entzogen und der sakralen Bestimmung zugeführt.

Indessen reiste Pfarrer Härtenstein alle zwei bis drei Wochen mit einem immer neu ausgestellten Laisser-Passer in die Schweiz, suchte einen Caritasverband nach dem anderen auf, erhielt Adressen mit ertragreichen Verbindungen und trug so wesentlich zur Ausstattung der Kapelle bei. Seine Gemeindeglieder in Singen mussten allzu oft seine Abwesenheit ertragen und auf seine erbaulichen Predigten verzichten. Er aber tröstete sie und meinte, auf ihr christliches Verständnis bauend: "Die gute Tat ist die beste Predigt."

Capitaine de Ligny und der Hauptmann von Kapernaum

Die Beschaffungskommandos hatten Erstaunliches geleistet. Alle notwendigen Materialien zum Bau der Kapelle lagerten wie eine überreiche Ernte, vor Wind und Wetter geschützt, in speziell errichteten Scheunen. Was noch fehlte waren die Glocken. Für den Glockenturm waren wenigstens zwei vorgesehen. Nach ungezählten Telefonaten und zähen diplomatischen Verhandlungen stellte die Engener Pfarrgemeinde eine durch einen Sprung stark lädierte Glocke leihweise zur Verfügung. Die Beschaffung der zweiten oblag wiederum der Aktivität und der Schläue des Selbsthilfekommandos. Es unternahm eine Erkundungsfahrt in den Allgäu und brachte tatsächlich eine Glocke als Beutestück mit ins Lager. Ihr Geläut erinnerte allerdings verdächtig an das einer Kuhglocke ...

Nun, da alles beisammen war, konnte der Grundstein für das fromme Werk gelegt werden. Man schrieb den 10. Januar 1947. Ein ehemaliger Luftschutzbunker lieferte das Fundament und gleichzeitig das Symbol für die neue Lagerära: Nahrung für Leib und Seele.

Nach dem ersten Spatenstich wurden die Bauarbeiten in Gang gesetzt. In der Schreinerei und Schlosserei, sowie in den außerhalb des Lagers gemieteten



*Nicht Kosovo, Afghanistan oder Irak, sondern Singen am Hohentwiel 1947!
Das Kriegsgefangenen-Lager an der Fittingstraße im Überblick:
Eine "Stadt in der Stadt"!*

Werkstätten herrschte von nun an tags und nachts über rege, durch den eingeteilten Schichtwechsel pausenlose Betriebsamkeit, so dass die ehernen Wände hochschossen, der Zwiebelturm kühn zum Himmel ragte und ein mit Molke-Bier gefeiertes Richtfest das Ende des ersten Bauabschnitts verkünden konnte.

Der zweite, die Ausstattung des Innenraums, sollte folgen. Zuvörderst die Fenster- und Wandmalereien. Das war Sache von Heinz Ort, dem Maler und Graphiker. Der war in seinem Element. Diebisch freute er sich, wenn er Mitgefängene als Modelle skizzierte und sie je nach Zu- oder Abneigung positiv oder negativ in die biblischen Motive seiner Fensterbilder unterbrachte. Er beobachtete dann aus sicherer Entfernung wie der Betreffende bei der Besichtigung der fertigen Kirchenfenster seinen Ärger ausstieß, wenn er sein Gesicht bei einem brutalen römischen Legionär entdeckte, sich als Henkersknecht erkannte, der den Heiland ans Kreuz nagelt. Am meisten amüsierte er sich über das Toben eines Barackengenossen, den er ganz und gar nicht leiden konnte. Den malte er als teuflischen Versucher Christi mit Bockshörnen, Eselsschwanz und Pferdefuß. Wohl denen, die seine Sympathie besaßen. Sie gehörten zu des Messias Jüngerschar, so auch ich, der bei der Hochzeit zu Kanaan einen mit Wasser gefüllten Krug zu Jesus trug, damit er es zu Wein verwandle.

Einmal, es ging um die Darstellung des Hauptmann von Kapernaum, erlaubte er sich einen riskanten Scherz. Er rief den Adjutanten an, fragte, ob der Kommandant nicht Lust hätte, für seinen Kollegen aus Kapernaum Modell zu stehen. Natürlich rechnete er mit einer Absage. Doch er kam und bedankte sich für das ehrenvolle Angebot. Konzentriert und mit dem Ausdruck gläubiger Demut stand der französische Capitaine de Ligny vor seinem Porträtisten wie der biblische Hauptmann von Kapernaum vor seinem Erlöser gestanden haben mag.

Die Weihe

Als das letzte Fenster trocken, der letzte Nagel eingeschlagen war, reiste der Kommandant nach Freiburg und Baden-Baden zum deutschen Erz- und zum französischen Armeebischof, um die Oberhirten aus beiden Nationen zur Einweihung der Kapelle, zu deren Patronin er die heilige Theresia auserkoren hatte, persönlich einzuladen.

Der große Tag, es war der 9. November 1947, ein Sonntag, brach an. Auf beiden Seiten der Lagerstraße, die zur Kapelle führte, zierten drei Meter hohe Tannenbäume den Wegrand, bildeten somit eine schmale, künstliche Allee und hüllten die Barackenstadt in eine traute Adventsstimmung. Eine Hundertschaft von Gefangenen stand dicht aneinander gereiht Spalier für die Ehrengäste, die der Einladung des Capitaine gefolgt waren. Sie hatte vor allem die Neugierde hergetrieben, das, ihrer Meinung nach mit absonderlichen Aktivitäten zustande gekommene Gotteshaus zu begutachten. Ein Jahr zuvor glaubte wohl noch keiner von ihnen an das Gelingen eines so problematischen Unterfangens. Nun waren sie alle da, die Repräsentanten von Kirche und Staat soweit sie mit der Sache irgendwie zu tun hatten. An ihrer Spitze der französische Armeebischof, sein Generalvikar und der deutsche Weihbischof, in Vertretung des erkrankten Erzbischofs, umgeben von Priestern und Messdienern seiner Diözese. Wohlan denn, das Fest konnte beginnen! Mit militärischer Präzision ging es vonstatten: Empfang der beiden Exzellenzen im Verwaltungsgebäude, Prozession durch die Lagerstraße zur Kapelle, begleitet vom zweiklanglichen Geläute der Engener Glocke mit Sprung und der Kuhglocke aus dem Allgäu, Überschreiten der zum Vorplatz eingelegten Steinplatten aus dem Aachbad, Einzug ins Innere der bilderstrotzenden Kapelle; dann die Weihe durch den Weihbischof, es folgten die Ansprache des französischen Armeebischofs, das Hochamt, Choral- und vierstimmige Gesänge des Lagerchors, leidenschaftlich begleitet vom Lagerorchester. Anschließend gab es ein Festessen in der festlich geschmückten Gemeinschaftsbaracke. Nach einer kurzen Segensandacht mit dem Weihespruch "Nur der hat Gott zum Vater, der die Kirche zur Mutter hat", endeten die Feierlichkeiten.

Für Capitaine de Ligny war es ein Tag der Erfüllung. Mit seiner durch nichts zu erschütternden Überzeugung und Initiative hat er ein bleibendes Zeichen gesetzt, indem er ein Denkmal schaffen ließ zur Versöhnung, zur Annäherung und zur Freundschaft der Menschen und damit der Völker untereinander.

Nachspiel

Nach der weihevollen Zeremonie wurden alle am Kapellenbau Beteiligten - der Capitaine hatte es ihnen versprochen und Wort gehalten - aus der Nachkriegsgefangenschaft entlassen. Das betraf die ganze künstlerische und technische Mannschaft der Variétégruppe. Der Spielbetrieb fand hiermit ein Ende.

Anfang Dezember schlug auch für mich die Stunde der Entlassung. Der Heimtransport derer, denen ich zugeteilt war, hatte das Lager in Bretzenheim, im Landkreis Bad Kreuznach, zum Ziel. Ein Lager, das ich im selben unmenschlichen Zustand vorfand, wie ich es in Dietersheim und zu Anfang in Singen antraf. Hier war es vor allem die deutsche Lagerleitung, die sich durch üble Schi-



Die Theresienkapelle, um 1990

kanen an Mitgefangenen hervortat. Nach schweren Stunden des Ausharrens müßens wurde mir endlich der Entlassungsschein ausgehändigt. Ich eilte, einem Fliehenden gleich, zu dem bereitstehenden Zug, der in meine Heimatstadt Mainz fuhr. Die ganze Fahrt über blieb ich am Abteifenster stehen, lauschte dem geräuschvollen Rhythmus der Räder, schaute in die vorbeiziehende Winterlandschaft wie in eine fremde neue Welt.

In Mainz angekommen, überfiel mich ein Schauer der Ergriffenheit. Ich war wieder daheim. Hinter der Christuskirche, nahe am Rheinufer, hatte sich meine Mutter im Keller eines niedergebrannten Hauses notdürftig eingerichtet. Dort wurde ich erwartet.

Um mich her nur Trümmerschutt, geborstenes, verrostetes Eisen und Gestein. Zwischen zwei riesigen, links und rechts hoch aufgeschichteten Ruinenhalden, existierte nur noch ein mit lehmigem Geröll bedeckter schmaler Pfad. Auf diesem bewegte ich mich mit vorsichtigen Schritten, um nicht zu stolpern oder zu stürzen, der ärmlichen Unterkunft entgegen.

Trotz all dem war ich guten Mutes und voller Zuversicht. Hatte ich doch erfahren, dass mit der Macht der Vernunft und Menschlichkeit selbst den Gefangenen hinter Stacheldraht die Verantwortung sich und allen gegenüber bewusst wurde und an die Stelle der Verzweiflung produktives Handeln trat und somit der Glaube, auch die schwierigsten Probleme in der Freiheit bewältigen zu können.

Mit der Macht von Vernunft und Menschlichkeit.
Wie Jean le Pan de Ligny uns ein Beispiel gab.